

# «Als Schauspieler bist du wie eine Zwiebel»

**CHANSON** Zurzeit spielt Grégoire Gros am Zürcher Schauspielhaus. Auch im «Tatort» und in der Serie «Der Bestatter» war er schon zu sehen. Morgen singt der in Winterthur aufgewachsene Schauspieler in Wülflingen Chansons von Jacques Brel.

Er kommt mit dem Rollkoffer zum vereinbarten Kaffee. Am Morgen hat Grégoire Gros gerade noch am Zürcher Schauspielhaus vor drei Schulklassen gespielt, im Familienstück «Liebe Grüsse ... oder Wohin das Leben fällt». Nun stehen Proben an für den Abend mit der Pianistin Elena Vartikian im Pfarreizentrum Wülflingen: Chansons von Jacques Brel, verknüpft mit Klavierstücken von Piazzolla, Kapustin und Fazil Say.

Seit 2015, nach zwei Jahren Festanstellung am Theater Chemnitz, ist Gros wieder freischaffend unterwegs zwischen seinem Wohnort Berlin und Städten wie Paris, Chemnitz, Luxemburg. Freiwillig freischaffend? Ja, bestätigt Gros lachend. «Ich brauchte mehr Luft und mehr Abwechslung.» Nur so lasse sich das Theaterspielen mit den Film- und Fernsehrollen vereinbaren.

## Zuerst war das Singen

Neben dem Spielen ist das Singen seine grosse Leidenschaft – eigentlich seine erste, denn sie begann bereits im Jugendchor des Konservatoriums Winterthur bei Jean-Pierre Druey, damals war Gros, Jahrgang 1981, acht Jahre alt. Die Musik und das Auftreten scheint ihm in den Genen zu liegen: Die Mutter spielte Harfe, die 92-jährige Grossmutter singt in Mulhouse noch immer in ihrem Kirchenchor.

Macht er einfach alles, was ihn gerade interessiert, oder versucht er, eine Linie zu finden? «Es tönt vielleicht absurd, manchmal habe ich das Gefühl, dass die Linie mich trifft», sagt Gros. Der schweizerisch-französische Doppelbürger ist in Winterthur im Seidenstrassequartier aufgewachsen, bilingue, das Französisch nennt er seine «Vatersprache». Inzwischen spielt er auch Stücke auf Französisch, woran er besonders Freude hat. Zum Theater kam er zufällig.

Gros besuchte das Wirtschaftsgymnasium und hatte sich schon fast für ein Wirtschaftsstudium angemeldet, da schneide das «Schweizer Jugendmusical» in sein Leben. Gros wurde Schlagzeuger der Band. Das kannte er,

schon mit acht Jahren hatte er damit begonnen; mit seiner eigenen Band Entering Symphony schaffte er es bis in das Finale des kantonalen Nachwuchswettbewerbs Band-it.

## Nach Berlin

Als die Musical-Band durch erwachsene Profis ersetzt wurde, entschied sich das Leben für eine Abzweigung: Mit 21 Jahren wurde Gros von den Leitern des Musicals in die Schauspielertruppe weitergereicht. Er, der davor nie Theater gespielt hatte, fühlte sich sofort wohl. «Da schlug der Blitz ein», erinnert sich Gros. In der Folge studierte er an der European Film Actor School (EFAS), einer privaten Zürcher Schauspielschule, ausgerichtet vor allem auf den Film. Die entscheidende Weichenstellung passierte dann mit der Aufnahme in die Ernst-Busch-Schauspielschule in Berlin: Nur gerade 25 von 2500 Bewerbern hatten dieses Glück. Gros hatte dort eine Schulaufführung gesehen und gedacht: Das ist es, da will ich hin.

Fürs Leben geprägt hätten ihn vor allem die Ernsthaftigkeit und Tiefe, mit der dort gespielt werde, sodass es Bauch und Geist berühre. Das war das Theater, das er machen wollte: «Mit Humor und Chuzpe.» Das Chanson-Singen hat er da und auch schon davor an der Filmuniversität Babelsberg in Potsdam gelernt, ein erzählendes Singen, wie man es von den Balladen von Brecht und Weill kennt. Beim Abschluss an der Ernst-Busch-Schule sang er zum ersten Mal ein Chanson von Brel, den grossen Hit «Ne me quitte pas». «Megagut» angekommen sei das.

## Theater als Lebensform

Brel und Berlin ist er seither treu geblieben. In der Grossstadt fühlt er sich am wohlsten, an der Grenze zwischen den Stadtteilen Kreuzberg und Schöneberg sei es nicht hektisch wie in Zürich, aber man sei am Puls der Zeit und könne doch mit tausend Franken Haushaltsbudget im Monat auskommen. Laut dem deutschen Bundesverband Schauspiel gebe



«Das Publikum mag wirkliche Gefühle», glaubt Grégoire Gros.

Foto: PD

es etwa fünfzigtausend Schauspielerinnen und Schauspieler im deutschsprachigen Raum, ein Drittel könne gut davon leben, Gros zählt sich dazu: «Ich habe dieses Glück.» Das zweite Drittel

komme gerade so über die Runden, das dritte habe einen anderen Hauptjob.

Auf lange Sicht ist in diesem Beruf nichts gesichert. Das schlägt sich auch auf das nieder,

was man heute im Theater zu sehen bekommt: Aufgrund von Sparmassnahmen spielten dort nur noch selten wirklich alte Mimen, sagt Gros. Das sei ein Verlust, denn sie brächten viel Le-

benserfahrung mit auf die Bühne. «Und wie will man ohne sie von Macht erzählen?», fragt er sich.

Die Lieder von Jacques Brel (1929–1978) hätten die Kraft, alle Anwesenden zu einer Gemeinschaft zu formen, ein magischer Moment. «Das brauchen wir, es ist unsere Nahrung.» Dieses Erlebnis bedeutet ihm viel, auch im Theater. Vorbildhaft ist für ihn das freie Aarauer Theater Marie, mit dem er vor anderthalb Jahren im Theater Winterthur spielte, in Ferenc Molnár's «Liliom»: Beim Theater Marie machen alle alles; wenn die einen proben, kochen die anderen für sie. Theater als Gemeinschaft und Lebensform, Gros spricht von Familie. «Wenn sich die Schauspieler bekämpfen, spürt es das Publikum – das führt nicht zu der Energie, die es braucht und nach der wir eigentlich alle suchen.»

Die Feuertaupe vor grossem Publikum erlebte er 2013 in Bonn mit Brels bekanntem Chanson «Port d'Amsterdam», begleitet vom neunzigköpfigen Beethoven-Orchester, die Aufnahme findet man auf Youtube. Darauf folgte am Theater Chemnitz ein ganzer Brel-Abend, vier Jahre lang. An den Liedern des lange erfolglosen Chansonniers, der gegen Ende seiner Karriere Mitte der 1960er-Jahre zu einer Symbolfigur der französischen Kultur aufstieg, gefällt ihm nicht nur, dass sie Geschichten erzählen. Sie seien auch oft gesellschaftskritisch und politisch, aber nicht auf eine vordergründige Weise.

## Eine Frage der Menschlichkeit

Welche Eigenschaft ist für einen Schauspieler die wichtigste? Perfekt sein solle man auf der Bühne nicht, sagt Gros – eher sei es eine Frage der Menschlichkeit. Es könne sein, dass man sich unsicher, verletzlich oder gar gehasst fühle, aber dann liege es an der Rolle und diene damit der Geschichte. «Ich glaube, die Leute mögen Momente der Schwäche – wirkliche Gefühle eben, nicht vorgespielte.» Als Schauspieler häute man sich wie eine Zwiebel und verliere Haut um Haut. «Das hört nie auf.» Helmut Dworschak

Sonntag, 17 Uhr, Pfarreizentrum St. Laurentius, Wülflingerstrasse 181. Eintritt frei, Kollekte. Dauer etwa eine Stunde.

# Die Kirche als sinfonisches Haus

**KONZERT** Die Stadtkirche ist auch ein Konzertsaal – für das Musikkollegium immer dann, wenn eine grosse Bruckner-Sinfonie gespielt wird. An der Reihe war am Donnerstag die dritte.

Dass Anton Bruckner ein frommer Katholik war, ist bekannt, und zu hören ist, dass seine Musik auch im weltlichen Klang des Sinfonieorchesters religiös fundiert ist. Überraschender am Hauskonzert des Musikkollegiums am Donnerstag in der Stadtkirche war vielleicht, wie auch Bruckners Landsmann, Friedrich Cerha, der Doyen unter den österreichischen Komponisten mit Jahrgang 1926, sein Bratschenkonzert in der Tonsprache des 20. Jahrhunderts in diese Sphären führt – mit Choral und den feinen Klängen der Röhrenglocken.

Cerhas Werk entstand 1993, die strenge Zwölftonmusik und die

serielle Epoche waren Geschichte, die Möglichkeiten ihres befreiten Ausdrucks blieben. Cerha nutzt sie für die herbe und innige Sprache der Bratsche sehr schön, und Jürg Dähler, Solobratschist des Musikkollegiums, gab ihr in Haltung und Phrasierung im «Lamento» grosszügige Intensität. Ein Kabinettstück war das flirrende «Perpetuum mobile», wo Dähler mit stupender Fingerarbeit gleichsam den Wind macht, der die Bläser aufwirbelte. Expressiv und virtuos, in der Balance mit dem Orchester stets, aber nie vordergründig präsent, erlebte man, was ja nicht allzu oft vorkommt, im Gespann des Solisten und seines Kollegiums unter der Leitung von Thomas Zehetmair ein grosses Bratschenkonzert.

## Befreiter Klang

Die konfessionelle Ausstattung des Kirchenraums kann der Musik gleichgültig sein, sie macht ihn

zum sinfonischen Haus, und entscheidend ist die Akustik. Das Publikum des Musikkollegiums weiss das, und wer spät kam, fand nur noch wenige freie Plätze unter der Empore oder in den Seitenschiffen.

Der grosse Andrang galt dem grossen Klang von Anton Bruckners 3. Sinfoniekonzert, der sich in der Stadtkirche freier entfaltet als im Stadthaus, ganz unproblematisch freilich nicht: Der lange Nachhall fand zwar in den Fernmaten seinen Raum, die Offenheit gab den Streichern ihren warmen, vollen Sound, dem Blech Volumen ohne Ballast, und wenn die Flöte in der Stille ihr einsames, fragendes Motiv in den Raum schickte, hatte der Moment seinen eigenen Zauber. Wo es aber um die motorische Energie der schnellen Notengänge, im Scherzo, in all den motorischen Streicherpassagen, war ein gewisser Wischeffekt der Akustik auch ein Nachteil.

Zehetmair war, in dieser Hinsicht wohl nicht optimal, auch mit viel Zug unterwegs, was sich gleich zu Beginn zeigte. Die schon philologisch merkwürdige Tempovorgabe zum «alla breve», «mehr langsam», lässt allerdings auch unterschiedliche Herangehensweisen zu – und das geforderte «Misterioso» der raunenden Streicher und des Trompetenthemas ereignete sich auch so. Mit der Dynamik im Ganzen ging das Orchester behutsam um, die Steigerungen erreichten das Fortissimo nicht zu früh, und dieses blieb dosiert.

## Innig und grandios

Dass der Chefdirigent des Musikkollegiums, der seine Interpretation der ersten und zweiten Sinfonie von Bruckner in den zurückliegenden Saisons im Stadthaus präsentiert hatte, nun für die dritte den weitatmigen Raum aufsuchte, hatte seinen guten

Grund, und es war zu erleben. Mit ihr fand Bruckner – man darf das bei aller unerhörten Intimität und kammermusikalischen Feinarbeit seines Komponierens sagen – seinen monumentalen Stil. Dazu gehört schon die Ausdehnung der Sinfonie und gehören die Bitten seiner Berater, zu kürzen. 2056 Takte umfasste die dritte in ihrer Urfassung von 1873. Sie war die längste Bruckner-Sinfonie überhaupt. 1644 Takte waren es noch in der dritten Fassung von 1888/89, die sich durchgesetzt hat und auch heute noch zumeist gespielt wird.

Auch ohne detaillierte Werkkenntnis wurde mit der Coda des Scherzo-Satzes klar, dass Zehetmair die mittlere Version gewählt hatte, und zwar in der Fassung, wie sie erst 1981 publiziert wurde. Dieser fast aberwitzig auftrumpfende Satzschluss war ein Highlight – eines von vielen einer geglückten Aufführung. Herbert Büttiker

# Das kleinste Orchester

**KONZERT** Wer kennt sie nicht, die «Tocatta und Fuge in d-Moll» von Johann Sebastian Bach. Ihre Kraft erstaut jedes Mal von neuem. Statt auf der Orgel kann man sie auch auf dem Akkordeon spielen, noch farbiger klingt sie im Trio. Eine Entdeckung ist die mächtige «Suite gothique» für Orgel von Léon Boëllmann. Paolo d'Angelo, Akkordeon, Jacqueline Ott, Marimba und Vibrafon, und Jojo Kunz, Kontrabass, sie sind das Trio Dacor, eine einmalige Kombination von Instrumenten, die viele Möglichkeiten bietet: barocke und romantische Musik, Schwermut und Heiterkeit, alles geht. Das kleinste Orchester der Welt unterhält einen Abend lang mit Meisterwerken von Bach bis Gershwin. red

Heute, 20 Uhr, und Sonntag, 17 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Hohlandstrasse 7. Eintritt frei, Kollekte.